

Gestaltloses Christentum?

Es ist keine zehn Jahre her, daß das Konzil in der Liturgiekonstitution bekannte: „Die lebenspendende Mutter Kirche war immer eine Freundin der schönen Künste.“ Inzwischen ist von dieser Freundschaft kaum noch die Rede. Man spricht nicht gern von christlicher Kunst. Man möchte auch nichts mehr hören von einem Sakrallbau. Die „Einfachkirche“ hat sich durchgesetzt und der Mehrzweckbau wird angestrebt. Theologen erklären öffentlich – und liquidieren mit einem Satz Jahrtausende alte Kulturen –, daß es eine religiöse Form gar nicht gebe. Alle Versuche dieser Art seien magisch. Von daher ist das Bild wenig erwünscht. Die Kirchen sind leer, und ihre Betonwände wirken ernüchternd. Der „universale Karfreitag“ der abstrakten Kunst, von dem der Dadaist Hugo Ball sprach, ist tatsächlich angebrochen: „Das bekannte Philosophenwort ‚Gott ist tot‘ beginnt ringsum Gestalt anzunehmen“, schrieb Ball schon 1917.

Ein Grund für dieses Unbehagen an der Kunst – hier geht die Kirche mit allen Linksextremen konform – ist die Einsicht in die Unverbindlichkeit der Kulturindustrie. Die Inflation einer zur Ware gewordenen Kunst hat im Zeitalter der technischen Reproduzierbarkeit auch die Kirche erfaßt. Von der Neugotik bis in den Sakralkubismus der Gegenwart ist das religiöse Sujet weithin inhaltlos geworden. Zum einen Teil kann man unsere Kirchen als „Leichenhäuser der christlichen Ikonographie“ bezeichnen. Engel wurden zu Türklinken degradiert, und selbst das Lamm Gottes mußte derartige Funktionen übernehmen. Eine religiöse Realität läßt sich in vielen kirchlichen Kunstwerken kaum noch nachweisen.

Man möchte sich deshalb der Bilder enthalten und statt dessen mehr den gesellschaftlichen Aufgaben zuwenden; denn die soziale Gerechtigkeit gehört zum Grundbestand des Evangeliums. Aber die Verteidigung der Menschenrechte gewährleistet noch keine Religion. Selbst die moderne Konsum- und Leistungsgesellschaft hat totalitäre Hierarchien errichtet, deren Gewaltherrschaft die traditionelle Tyrannis längst übertroffen hat. Im Namen einer utopischen Zukunftsgesellschaft werden die Menschen ausgebeutet wie kaum je zuvor. Ein Pseudosozialismus macht sich in der Kirche breit; sie gerät in den Sog einer sich selbst zelebrierenden Gesellschaft. Aber eine „Gesellschaft als Kunstwerk“, die vorgibt, Malerei und Architektur zu ersetzen, ist nicht nur logisch absurd, sondern auch von der Anthropologie her nicht vertretbar; denn der Mensch ist darauf angewiesen, sich im sinnenhaft greifbaren Material zu äußern. Die überspitzten Thesen einer technologischen Ästhetik erweisen sich als inhuman.

Zusammen mit diesen sozialen Utopien einer „befriedeten Gesellschaft“ tritt eine szientistische Art der Wissenschaftsgläubigkeit auf. Aber die angespannte Rationalität, die den Menschen das hiesige Glück verspricht, demaskiert sich schon jetzt als zer-

störerisch. Das beständige Analysieren und Hinterfragen – dieser totalitäre Traum der Vernunft – gebiert Ungeheuer, die nicht nur Francisco Goya zeigte. Der Surrealismus und der sozialistische Realismus haben eine Kunst als Kritik hervorgebracht, die unsere Gesellschaft nicht ungestraft übersehen wird. Der Mensch als Klamotte und Konsumreliquie, dem wir in den Ausstellungen begegnen, offenbart unsere Situation: Die Gestalt des Menschen erscheint in der Kunst anonym und dinghaft. Die Psychisierung der Dingwelt, die diese Prozesse zugleich dokumentieren, bezeugt eine Renaissance des Mythischen. Nicht Person und Freiheit bestimmen die Gegenwart, sondern das Material und der Zufall, irrationale Gewalten. Die Dingwelt emanzipiert sich vom Menschen. Die Coca-Cola-Flasche und die Konservenbüchse sind psychisiert und stellen sich in Frage: Ist dieses Ding nur zum Gebrauch da, oder ist dieser Konsumgegenstand selbst eine Mitteilung?

Von daher kann man die Menschen heute kaum noch in Christen und Nichtchristen, Sozialisten und Kapitalisten, Konservative und Progressive scheiden. Seit der Ausstellung eines Urinoirs („Fontaine“) durch Marcel Duchamp (1917) gibt es nur noch zwei weltanschaulich relevante Gruppen: Die eine, die in der Welt ein Konsumreservoir sieht, das man ausnutzen kann, und die andere, die in ihr eine Mitteilung erkennt. Ist die Welt eine Ware, dann hat das Geschäft das Christentum zu Recht international ersetzt. In einer bloß merkantilen Welt braucht man keine Kultur der Bilder, denn hier ist Gott ein Äquivalent der Gesellschaft.

Diese Tendenzen ins Rationalistische und Kommerzielle gefährden auch die Kirche. „Sie haben gewiß bemerkt, daß die neuen Theologen, die Gott durch die Idee Gottes ersetzen, nördliche Pastoren sind. Sie reduzieren Gott zu einem Nichts: einer Anwandlung im Menschen, einer intellektuellen Abstraktion, um sich dem modernen Denken anzupassen. Sie machen ihn so platt wie möglich, damit sie ihn den Materialisten unter der Tür durchschieben können. Diese Abstrakteure der Quintessenz, diese Arbeiter des Unbestimmten, gehören in die Länder des Nebels“ (Salvador Dalí). Deshalb fordert der protestantische Theologe H. M. Rotermund zu Recht: „Die Theologie, wenn sie auf dem Weg des Entmythologisierung vollends auf dem Nullpunkt einer abstrakten Formel angelangt sein wird – einer Formel, so von aller Anschauung gereinigt, daß kein Mensch mehr mit ihr zu leben vermag –, könnte in der . . . Begegnung mit dem Künstler etwas Wesentliches neu zu lernen haben.“ Denn das Geheimnis der Menschwerdung stellt die Verleiblichung des Geistigen in die Mitte der Anthropologie. Diese Inkarnation findet in der Kultur des Bildes ihr Äquivalent, weil Christus das Ab-Bild des unsichtbaren Gottes, der Erstgeborene der Schöpfung ist (Kol 1, 15; 2 Kor 4, 4).

Deshalb hat sich die Kirche immer um die bildende Kunst bemüht, wenn sie auch Idole und Bildinflationismus bekämpft hat. Das Gestaltlose, das Chaos, ist nach der Bibel das eigentlich Widergöttliche; denn Gott ist nach uralter Meinung „Form“. Aber – so wird man mit Goethe das Desinteresse am künstlerischen Schaffen bedauern – die Form ist ein Geheimnis den meisten.

Herbert Schade SJ